

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 19

Artikel: Unser Wald
Autor: Bavier, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Colani spannte den Hahn und zielte auf den Mann . . . da drückte Lenz sanft, aber mit voller Kraft sein Rohr nieder und sagte in befehlendem Tone:

„Halt, vor meinen Augen laß ich keinen Mord zu.“

Colani warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, reichte ihm aber bald die Hand und sagte: „Wir wollen uns nicht entzweien.“ Inzwischen war der Jäger zwischen den Felsen verschwunden.

Mit einem schadenfrohen Lächeln umschlich ihn Colani, während er Lenz befahl, stehen zu bleiben. Der Fremde saß tiefer unten an einem Felsrand und blickte mit seinem Fernrohr in die Tiefe. „Ich kenne den Burschen durchaus nicht,“ knirschte Colani, „aber ich will hinunter und ihm einen Besuch machen. Bleiben Sie schußfertig.“

„Wohl,“ erwiderte Lenz, „in eure Zänkereien mische ich mich nicht; aber jeden, der mich antasten will, werde ich niederschießen.“

Leise, wie eine Raute schlich Colani hinunter mit gespannten Hähnen. Drei Schritte vor dem harmlosen Fremden trat er plötzlich hinter dem Felsen hervor und hob die Faust gegen ihn auf. Aber schweigend ließ er sie sinken. Die beiden sahen einander einen Augenblick an; dann lehnte er seine Büchse an den Felsen und setzte sich neben den Jäger. Er ließ sich dessen Flinte geben und betrachtete sie, während sie zu-

sammen schnupften. Lenz erwartete, er werde sich nun noch die Jagdtasche ausbitten und ihn dann heimtückisch den Felsen hinunterstoßen — allein sie blieben Freunde.

Der fremde Jäger, ein rüstiger Greis von 65 Jahren, war von Bevers und eigentlich mit Colani befreundet, wagte sich aber, da er dessen Tücke kannte, doch nie in sein Revier. Nun hatte er vernommen, daß Colani nach der Bernina wolle, und die Zeit benutzte, um rasch eine Gemse zu holen, sich aber zugleich vermunnt, damit ihn niemand Colani verrate.

Bald darauf wurde die Jagd abgebrochen, da Lenz zu bemerken glaubte, wie Colani es nicht ungern gesehen hätte, wenn er über einen Felsen gestürzt wäre (?) und wie er ihm überhaupt die Lust nach seinen Bergen und Gemsen auf immer zu benehmen suchte.

Lenz fühlte die Folgen seiner außerordentlichen Anstrengung noch einen Monat lang in allen Gliedern. Colani erkrankte infolge derselben und war nach fünf Tagen tot. Dieser gewaltige und merkwürdige Jäger hat nach seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft der Berge sich aneignete, zweitausend siebenhundert Gemsen geschossen, ohne die vielen früher von ihm erlegten, — eine Anzahl, die bei weitem von keinem andern Jäger je erreicht worden ist, dazu etliche Bären und zahllose Murmeltiere und anderes Alpenwild.

Aus: Schweizer Jugendbücher, Bd. 5, Sr. v. Eschubi: „Tiere der Alpen“ bei Drell Füßli, Zürich.

Unser Wald.*

Von B. Bavier.

Ein Aufheulen des Motors, ein kurzes Rollen über glatten Rasen, und schon trägt uns das Flugzeug in die Lüfte. Die Erde versinkt unter uns. Weit öffnet sich der Blick in die Ferne. Freundliche Dörfer und Höfe inmitten fruchtbarer Äcker und Matten, blaue Seen und herbstbunte Wälder grüßen herauf. Hell und klar leuchten die Berge. Dem Walde vor allem soll unsere Luftreise gewidmet sein. Ihn, dessen trauliches Dämmer uns so oft in sich aufnahm, möchten wir uns heute einmal aus der Vogelschau betrachten. Tief unter uns liegen einige ganz wunderliche, fast schwarze Waldseen. In den seltsamsten Formen, wie von Zufall und Laune regiert, hat hier im sanften Hügelgelände die rohende Art unserer Vorfah-

ren den Wald zurückgelassen. Gerade soviel davon, so scheint es, als erforderlich sein möchte, den Bedarf der Bewohner an Holz zu decken. Soviel vielleicht auch, als notwendig war, den kalten Nordwind abzuhalten oder die Hagelwetter zu zerstreuen, die drohend über die Hügel zogen. O, sie waren nicht dumm, unsere Urväter und wußten genau, warum sie nicht allen Wald ausrodeten.

Weiter ziehen wir unsere Bahn. Bewegter werden unter uns die Geländeformen, bewegter das Mosaikspiel von Wald, Wiesen und Weiden. Auf den ersten Blick sehen wir, daß hier nicht blinder Zufall, sondern der harte Daseinskampf einer sich auf spärlicher Scholle mühen- den Bevölkerung die Verteilung des Waldes beherrscht. Wo sich die Hügelrücken sanft wölben, die Hänge langsam abdachen, wo ein ebenes Plätzchen, sei es auch noch so klein, lohnenden

* Aus dem sehr empfehlenswerten schönen Buche: *Unser Wald* (vom Schweizerischen Forstverein). Verlag Paul Haupt, Bern.



Ein alter Rämpe.

Phot. S. Feuerstein, Schulz-Darasp.

Ertrag verspricht, hat sich die Wiesen-, Weide- und Ackerwirtschaft des Bodens bemächtigt. Bescheiden zieht sich der Wald an die schroffen Hänge zurück, als schmaler Streifen begleitet er jedes Bachbord, und schützend deckt er jede kleinste Steilstufe.

Einen großen Bogen beschreibt unser Vogel. Über dem Jura zieht er nun seine weiten Kreise. Was wir eben noch im kleinen, gewissermaßen in feinsten Ziselierung, sahen, erblicken wir nun ins Große übersetzt. Soweit unser Auge reicht, steigt der Wald an den Bergflanken empor und gibt nur die Talsohle, die runden Kuppen der Bergketten und die in die Hänge gebetteten Mulden frei. Da und dort auch sehen wir seinen dichten Mantel sich in die Gruppen und Einzelbäume der bestockten Weiden auflösen, und bis zu uns herauf trägt der Wind das friedliche Geläute der in ihrem Schatten weidenden Herden.

Wieder schweben wir in rasender Fahrt über dem Mittellande, und schon nähern wir uns den Alpen. Wie sonderbar! Wenn wir bescheiden zu Fuß durch unsere Gebirgstäler wanderten, so erstaunten wir immer wieder aufs neue ob dem unendlichen Waldreichtum, der die ganze Landschaft zu beherrschen schien. Wie ganz anders heute! Beinahe müssen wir den Wald suchen, der sich, aus der Vogelschau gesehen, nur als schmales, von Laminenzügen zerschnittenes Band um den Fuß der Berge windet. Breit steigen aus ihm die Alpweiden empor, gekrönt vom Gewimmel der steinernen Wände und Zacken, und in makellosem Weiß türmen und sichten sich, Kette hinter Kette, die schneebedeckten Bienen der Hochalpen, bis sie sich am Horizont im blaßblauen Himmel aufzulösen scheinen

Sanft setzt sich unser Vogel wieder auf den Rasen. Unvergessliche Eindrücke hat uns die Fahrt vermittelt. Was in trockenen Zahlenreihen über Ausdehnung und Verteilung des Waldes mühsam genug in unserm Gedächtnis haftete, ist heute unter unsern Augen lebendige Wirklichkeit geworden. Wir haben den Wald gesehen in Hunderten von Gehölzen, leicht hingestreut über das Hügelgewoge unseres Landes. Wir sahen ihn sich dunkel und breit über langgestreckte Höhenzüge legen, sein grünes Heer an hohen Hängen emporklettern und wieder bescheiden sich ducken im Banne der Berge. Wir sahen ihn glitzernde Seen säumen, den Lauf unserer Flüsse begleiten und zerrissen und zerzaust

an felsdurchsetzten Steilhängen klettern. Ein Verstehen seiner gewaltigen Bedeutung für unser Land, dessen Bewohnbarkeit und Kultur ist in uns stark geworden wie noch nie zuvor. Alle die unzähligen Beziehungen des Menschen zum Walde haben wir heute ahnend erfassen dürfen.

Was ist uns der Wald? Schutz und Schirm seiner Heimstätte dem einen, Erzeuger des unentbehrlichen Holzes dem andern. Sieger über die wilde Kraft verheerender Naturgewalten. Schöpfer, der in die Tiefen der Erde und in die Weiten des Luftraumes greift und aus ihren toten Stoffen das Wunder des lebendigen Organismus zu reicher Ernte formt. Stolze, kraftvolle Wehr und nie versagender gütiger Spender. Gewiß, all das ist er uns, aber noch mehr: Unvergänglicher Schmuck der Heimat!

Sieh' die hochragende Halle des Buchenwaldes im Brunkkleid des Herbstes! Wie herrlich, daß gerade in dieser Zeit, die uns sonst so wehmützlich an die Vergänglichkeit aller Dinge mahnt, die Natur noch einmal in so verschwenderischer Pracht die ganze Fülle ihrer Farben über unser Land ausgießt, bis ein einziges flammendes Leuchten Berg und Tal vereint. Aber bald breiten nun klare, kalte Nächte ihren weißen Reif über das Land. Blatt um Blatt löst sich und schwebt in wirbelndem Tanze der Erde zu. Rahl steht schon der Buchenwald. Totes, dürres Laub, nackte, graue Stämme, kahle, entblätterte Kronen! Sehen wir wirklich den Wald nun so? Kahle Kronen? Nein, Millionen von Knospen harren des Frühlings. Jede Knospe wohl verwahrt im Mantel ihrer Knospenschuppen. Auf jeder Knospenschuppe, wie hingehaucht, ein leichter, zarter, violetter Schimmer. Und dieser warme Ton nun hingegossen über den ganzen Wald, wie eine leise Verheißung wiedererstehenden Lebens. Nackte, graue Stämme? Ja, wenn nicht der Pinsel der Natur allüberall sattgrüne Moose an die Stämme gemalt hätte, daß sie freudig und hell aufleuchten, wenn ein Sonnenstrahl sie trifft. Und wie schön die goldenrotbraune Decke, die der Herbst im Mosaik der Blätter über den Boden streute! Wann läßt sich beschaulicher träumen, als wenn unser Fuß knöcheltief durch raschelndes Buchenlaub schreitet! Vielleicht noch am murmelnden Waldbache oder am knisternden Waldfeuer. Die feinen, zarten Schleier der winterlichen Nebel wehen geheimnisvoll durch den Hain und lassen Stämme und Kronen schemenhaft zu weichen Konturen zerfließen. Wer könnte sich der stil-

len und schlichten Schönheit des winterlich kahlen Laubwaldes verschließen?

Aber nun gar im Frühjahr, wenn junges Grün alle Knospen sprengt, wenn fast über Nacht der Buchenwald im Schmucke hellen Laubes prangt, wenn der Teppich weißer Anemonen am Fuße der Stämme erblüht, dann zieht es uns doch wohl alle, alle hinaus, den ewigen Zauber des Erwachens der Natur zu genießen.

Ernst und düster ist der Nadelwald. Dunkel umsäumt er unsere freundlichen Matten und Alpen und läßt aus seinem schwarzen Mantel den weißen Glanz der Berge doppelt hell ins Land hinausstrahlen. Geheimnisvolles Dämmer, eindrucksvolle Stille umgibt uns. Weiches Moos dämpft unsern Schritt zur Lautlosigkeit. Säule an Säule steht die Gigantenschar der Tannen, und spärlich stehen sich feine Lichtbündel ins Innere, gleiten an den Stämmen, irrlichtern am Boden, treiben überall ihr neckisches Spiel und lassen uns ahnen, daß hoch über uns mächtige Kronen sich in Luft und Sonnenfluten baden.

Wie soll ich den Wald noch schildern? Wenn der Sturm seine Wipfel peitscht und morsches Astwerk zu Boden schmettert? Wenn es durch den Wald tobt und braust, wie Wotans wilde, verwegene Jagd? Soll ich erzählen vom sachten, leisen Gleiten des Eises durch tief verschneiten, einsamen Winterwald oder vom Schmucke des Rauhreifis, der ihn für Stunden und Tage in ein schimmerndes und blinkendes Prachtgewand hüllt? Wohin wollen wir unsern Schritt noch lenken? Zum gewaltigen Stamme der Eiche am Walbrand, zum Saume der Eschen am rieselnden Bach, zu den silbern leuchtenden Stämmchen der Birken, die den Weg begleiten oder in die Säulenhalle lichtbrauner Föhren über blaßroter Heide? Genug. Lern' ihn kennen, unsern Wald, im tausendfältigen Leben des Tages, wie im feierlichen Schweigen der Nacht. Durchwandere ihn hellen Auges und heitern Sinnes. Leg dich hin in sein schwellendes Moos. Laß dich von seligen Träumen umgaukeln, und finde darin köstliches Vergessen. Laß die Schlacken des Alltags von dir abfallen, habe deine Seele rein, und fühle voll Ehrfurcht Erhabenheit und Größe. —

Und nun begleite mich noch hinauf in unsere Berge, dorthin, wo der Wald im ewigen Kampfe steht mit den Unbilden einer harten und unbarmherzigen Natur. Schon ist es eigentlich nicht mehr der Wald als Ganzes, der unsern

Blick fesselt, sondern der einzelne Baum. Es ist nicht mehr der hochragende Dom, der sich über uns zusammenschließt, sondern die Gemeinschaft des Waldes löst sich auf in kleine Gruppen, in gedrängte Horste und in Einzelbäume. Und wie anders ihre Form! Wie prägt ihnen der harte Daseinskampf markige Eigenart auf. Bis zum Fuße umhüllt sie der Mantel ihrer Äste. Ihr ganzes Leben ist eingestellt, ihre Gestalt, ihr Organismus darauf gerichtet, soviel an befruchtender Wärme und lebenspendendem Lichte, den, ach so spärlich fließenden Quellen ihres Werdens und Wachsens, zu erhaschen, als ein kurzer, karger Bergsommer zu bieten vermag. Immer lichter wird der Wald, immer troziger die Baumform. Weit aus greifen die Wurzeln und klammern sich zäh um Fels und Gestein. Vom Sturme zerpeitschte Kronen, vom Blitze zersplitterte Gipfel, vom Steinschlage zerrissene und zerschundene Stämme und doch zähes, kraftvolles Ringen, sieghafter Kampf, solange noch ein grüner Ast sich reckt.

Wohl uns, daß wir uns den Wald erhalten haben! Den Wald — und die Liebe zum Walde. Die Erfahrungen anderer Länder, in denen der Wald sinnloser Verwüstung, ja völliger Vernichtung preisgegeben wurde, reden eine furchtbar eindringliche Sprache. Ode Wüsteneien, trostlose Steintrümmermeere, dürrer, brennender Karst, windbewegte Sanddünen dehnen sich dort, wo einst grüner Wald weithin das Land schirmte. Vielleicht, daß noch geborstene Säulenreste oder zerfallenes Gemäuer die Stelle weist, wo einst inmitten eines fruchtbaren Landes eine reiche Kultur aufblühte und wieder unterging. In den Bergen aber bilden von Klüften und Runsen tausendfach durchfurchte, von Lawinen blank gefegte Hänge und unter Schutt und Geröll begrabene Talgründe die Stätte trostloser Verlassenheit, in welcher nur noch Sturm und Wind hemmungslos ihr tolles Spiel treiben. Arm solch Land, und arm sein Volk!

Einst war der Wald des Menschen Feind, dem dieser in jahrhundertlangem Kampfe den Raum zur Besiedelung abgewinnen mußte. Heute ist er ihm Freund geworden. Zwar haben trotz mancher Verordnungen, die drohender Holznot steuern wollten, trotz Bannbriefen, die zahlreiche Wälder zum unantastbaren Heiligtume stempelten, viele Generationen allzu sorglos im Walde gehaust, allzu rücksichtslos an seinem Bestande gezehrt. Bis die Natur selbst sich dagegen auf-

lehnte, bis in den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts und wieder im Jahre 1868 die Sturmglöden von Tal zu Tal gellten und im Losen der entfesselten Gewässer, denen unser vielfach mißhandelter Gebirgswald keinen wirksamen Damm mehr entgegenstellen konnte, die Einsicht geboren wurde vom Walde als Schutz und Schirm des Landes, vom Walde als Schutzwald. Nun hüten sorgliche Gesetze seinen Bestand, und in rastloser, nimmermüder Arbeit hat man versucht, die Schäden zu heilen und Schritt um Schritt wieder zu gewinnen, was, vor Jahrhunderten vielleicht, mangelnde Erkenntnis und blinder Unverstand sündigten. Immer wieder einmal zeigen uns aber die über ihre Dämme brausenden Fluten, was alles noch zu tun bleibt an stiller, zäher Arbeit für den Wald, den treuesten Helfer im Kampfe.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Neben dem grünen Walde mit seinen wiegenden Baumkronen ist langsam ein Wald starrer Fabrikamine emporgewachsen. Graue Städte haben sich gedehnt und unersättlich den grünen Kranz der Wiesen und Wälder zernagt, der sie umgab. Unsere munter fließenden Wasser sind in gerade Kanäle und weitbauchige Röhren gefaßt worden, und ein wirres Netz von Kraftleitungen umspannt unser Land. An surrenden Drähten zischen und pochen, trommeln und hämmern alle erdenklichen Maschinen. Auf und ab in rastloser Arbeit fausen die Sägegatter. In unzähligen Werkstätten führen schwielige Fäuste den Hobel, und auf den Zimmerplätzen klingt die Art und freischt die Säge. Wirbelnde Riesensmesser zerhacken das Holz zu Splintern, Ströme von Lauge zerfressen es zu Zellulose, drehende Walzenungeheuer formen diese zu Papier, und wieder andere Maschinen wandeln sie zu Kunstseide. Eine unendliche Menge einfacher und verwickeltster Vorgänge schafft aus dem Holz alle die unzählbaren Gegenstände, die tagaus tagein durch unsere Hände gehen und ohne die wir gar nicht mehr leben könnten. So sind auch die Ansprüche an den Wald, trotz Kohle, Zement und Eisen, gewachsen, andere geworden.

Jahrhundertlang forderte unser Leben vom Walde nur einen winzigen Teil dessen, was er in unverfälschter Fülle erzeugte. Ungenutzt moderten zahllose Bäume auf seinem feuchten Boden. Heute findet jedes kleinste Stämmchen, jeder Ast seine Verwendung, und im Gebirge schlingt und windet sich ein immer dichter werdendes Netz von Wegen durch die Wälder der

entlegensten Täler. Nicht gebaut zu roher Ausbeute, nein, zu sorgfältiger Hege und Pflege, zur Hebung lange brach gelegener Reichtümer. Trotzdem rollen Tag um Tag lange Wagenreihen, mit schweren Langholzstämmen und hohen Bretterstapeln beladen, über unsere Grenzen herein. Aus den holzreichen Gebirgen Österreichs, von den Hängen der Karpathen, aus den Urwäldern Siebenbürgens, den Ebenen Böhmens und Polens, aus den Niederungen der Donau und den Wäldermeeren Skandinaviens führen sie unserem Lande mit seiner hochentwickelten Industrie und seinem reichgegliederten Gewerbe jene Holzmengen zu, die unsere eigenen Waldungen nicht in genügender Menge hervorbringen.

Anderer Zeiten, andere Aufgaben! Heute gilt es, alle zeugenden Kräfte des Waldes in den Dienst unserer Volkswirtschaft zu stellen: alle die Milliarden feinsten Saugwürzelchen, die sich in die Tiefe des Waldbodens senken, alle die Milliarden von Nadeln und Blättern, die sich im Winde wiegen, zu Helfern unseres Wirtschaftslebens zu machen, den Wald zu höchster Werterzeugung anzuspornen und doch seine Produktionskräfte nicht zu erschöpfen, nein, zu mehren. Hochgespanntes, aber sicher zu erreichendes Ziel unserer Forstwirtschaft! Stille, weitab vom geschäftigen Wirbel des Alltags wirkende Arbeit zum Wohle unseres Landes! Wir werden es schaffen. Aber nur dann, wenn diese Arbeit getragen wird von der Liebe und dem innigen Verständnis unseres Volkes für seinen Wald.

So reich unser Land ist an Sitten, Gebräuchen und Sprachen, so wechselnd in seiner ganzen Gestaltung, so überreich ist es auch an Formen des Waldes. Die Schlemmgebiete unserer Flüsse und die fruchtbaren Moränenlandschaften des Mittellandes, die markigen Formen der aus Urgestein getürmten Gebirge, wie die trockenen Kalkhänge des Jura, die milden Gestade unserer südlichen Seen, wie die Steilhänge der Bergtäler — und was ließe sich nicht noch alles nennen! — sie alle haben ihre ureigenen, selbstgeprägten Waldformen. Immer wieder in neuer Gestalt tritt uns der Wald entgegen. Freuen wir uns, daß es so ist.

Da und dort stehen in unserem Lande wohl Bäume, um die der Hauch uralter Sage weht: Bäume, die die junge Eidgenossenschaft entstehen sahen, unter denen vielleicht die Sieger von Grandson und Murten ermüdet Rast hielten,

die Niedergang und Wiedergeburt unseres Staates erlebten. Menschengeschlecht um Menschengeschlecht ist dahingegangen. Alt und morsch sind schließlich auch diese Bäume geworden, und

einmal kommt der Tag, da sie der Zeit ihren Tribut bezahlen müssen. Mag der einzelne Baum dahinsinken. Ewig jung bleibt doch der Wald!

Die Waldkapelle.

Wo tief im Tannengrunde
So friedlich äst das Wild,
Steht an geweihter Stelle
Die kleine Waldkapelle
Mit ihrem Gnadenbild.

Der Efeu und die Rose
Umränkt das Bild von Stein;
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie laden durch ihr Schweigen
Hier still zum Beten ein.

Habt Rast, ihr Hirsch und Rehe,
Hab Rast, mein Roß, auch du!
Kein Jagdruf soll euch schrecken,
Kein Horn den Wald erwecken
Aus tiefer Mittagsruh.

Georg Scherer.

Auf der Wacht.

Von Peter Rosegger.

Mein Vater litt zu jener Zeit an einer langwierigen Krankheit. Es war selten wer um ihn als sein ältestes Söhnlein. Auch der Jäger Wolf saß zuweilen neben auf der Ofenbank und freute sich, wenn dem Kranken der gespendete Wildbraten recht mundete. Und der Wildbraten stellte meinen Vater richtig soweit wieder her, daß dieser eines Tages, es war im August um die Zeit des Maria-Himmelfahrtsfestes, zu mir sagte: „Bub, jetzt werd ich doch endlich wieder was anfangen müssen. Was meinst, zum Korbflechten wär ich wohl stark genug?“

Und am nächsten Tage gingen wir schon zur Morgenfrühe aus und gegen die sogenannte Wildwiese hinauf, wo viele Weiden wuchsen. Die Wildwiese war oben in den hinteren Waldungen. Oft blieb mein Vater unterwegs stehen, stützte sich auf seinen Stock, schöpfte Luft, und dann fragte er mich immer, ob ich ein Schnittchen Brot beißen wolle.

Als wir über die Schafhalde hinaufgekommen waren, wo der junge Lärchenanwuchs noch im Morgentau stand, sahen wir im Dickichte einen Mann dahinhuschen, der ein Stück Hochwild über der Achsel trug und etwas wie ein Schießgewehr hinter sich herschleppte. Er duckte sich so sehr, daß nur ein paar kohlschwarze Haare von seinem Haupte zu sehen waren.

Als diese Gestalt vorüber war, blieb mein Vater wieder stehen und sagte: „Hast geguckt? Das ist der schwarz' Toni gewesen.“

Der schwarz' Toni war ein Mann, vor dem sie überall die Türen verriegelten.

„Ja, Kind,“ sagte der Vater, als wir uns auf den Stamm eines gefallenen Baumes gesetzt hatten, „ist hart für einen Menschen, dem's so geht wie dem Toni. Der hat sein Lebtag nicht Vater und Mutter gesehen. Als Kind ist er aus dem Findelhaufe in unsere Gegend gebracht worden. Freilich nicht aus christlicher Barmherzigkeit, sondern des Geldes wegen, das für ihn ausbezahlt worden, hat ihn ein Köhlerweib an Kindesstatt genommen. Halb erwachsen, hat sich der Toni im Wald herumgetrieben, kein Mensch hat sich an ihn gefehrt; so ist er verwahrlost und verwildert. Wie das Köhlerweib sieht, der Ziehsohn bringe nur Schande, so hat sie gesagt: „Toni, du Lump, bei mir bist nimmer daheim!“ — „Wo denn?“ hat sie drauf der Toni gefragt, aber überall, wo er angeknöpft, ist ihm die Tür verschlossen gewesen. Mögen ihn die Menschen nicht, so gibt er sich mit den Tieren ab — verlegt sich aufs Wildern. Vor einem Jahr hat ihn der Jäger Wolf in das Zuchtthaus gebracht; aber jetzt, wieder frei, mag ihm kein Mensch gern begegnen, gleichwohl ich nicht glaub, daß er wem was zuleide tät. Schlecht, sag ich, ist er nicht, aber verkommen durch und durch; und so, mein Büblein, wird oft ein Mensch hinausgestoßen auf die schiefe Straßen und so rutscht er ab und kann sich nicht mehr halten.“